

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 23 (2016)
Heft: 256

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das leichte Leben

TEXT UND BILDER: MARCO KAMBER

In den Norden

Städte am Wasser sind die besseren. Auch wenn das Wasser, wie in Amsterdam, weder wie solches aussieht noch somit zum Planschen geeignet ist. Jene, die dann doch drin landen, tun dies meist unfreiwillig – jährlich soll es um die 50 Tote geben, die angeschwipst in den Kanal pinkeln und dann das Gleichgewicht verlieren. Trotzdem ist das Wasser gut, und noch besser, wenn man es mit einem Schiff überquert.

Hinter dem Bahnhof gibt es einige Anlegestellen, von wo aus Fähren im Viertelstundentakt gratis in den Norden der Stadt fahren. Ideal, wenn man das Gefühl hat, alles vom Romantik-Kitsch gesehen zu haben. Einer der Kurse fährt zu den «IJ-Hallen»: Das sind riesengrosse ausgediente Schiffbauhallen, wo unter anderem der grösste Flohmarkt Europas stattfindet. Wer keine Lust hat auf alte Klamotten und Motenkugeln, spaziert von dort zwischen den alten Industriebrachen hindurch zum Café Noorderlicht. Bei Sonne lässt sich da gut Bier trinken, auf die Frachtcontainerschiffe und die Stadt dahinter schauen.



20'000 Platten

Mittlerweile ist sie fast mehr weg als hier. Und ziemlich oft auch in der (Ost-)Schweiz. DJ Marcelle, die als Nachfolgerin der Radiolegende John Peel gehandelt wird, hat ihr Zuhause etwas ausserhalb von Amsterdam. Bei ihr daheim zum Kaffee erklärt sich dann auch ohne Worte, woher ihr enormes Musikwissen kommt: Um die 20'000 Schallplatten bunkert sie in ihrer verwinkelten zweistöckigen Wohnung, aus der sie wohl genau deshalb nie mehr ausziehen kann. Kein Ramsch, sondern Perlen. Beispiel, das auf den ersten Blick raussticht: Testpressungen von Grössen wie The Fall oder Sun Ra. Was sonst noch da steht, kann man am besten bei ihr live oder in ihrer wöchentlichen Radioshow hören, die auch von ihrer Wohnung aus gesendet wird.



Nach Zandvoort

Man vergisst es schnell, aber denkt man wieder dran, freut man sich umso mehr: Wer in Amsterdam wohnt, wohnt am Meer. In der selben Zeit wie von Lachen nach St.Fiden kommt man mit dem gelb-blauen Rumpelzug von Amsterdam nach Zandvoort.

Die kleine Küstenstadt kann mit ihren 70er-Jahr-Hoteltürmen und komischen chinesischen Restaurants in den Sommermonaten ganz schön nervig sein. Umso schöner ists da aber von Herbst bis Frühling: Die bunten Fassaden scheinen blass, die Hoteltürme sind geschlossen, die in Neon getünchten Strassen leer. Am einzigen geöffneten Fisch-Imbiss holt man sich dann geräucherten Hering und Aal im Brot und spaziert die Kilometer auf und ab. Übrigens: Bei Schönwetter kommt man auch mit dem Velo ans Meer.



Zahnbürstenladen

Übers Einkaufen muss man in Amsterdam nicht unbedingt schreiben, ausser vielleicht, dass es hier auch einige Pullis gibt, die man in der Schweiz nicht bekommt. Aber umgekehrt, wenn einen das Heimweh packt, gibt es einen guten kleinen Laden in der Innenstadt an der Runstraat, bei den Läden mit den schönen Pullis. Der verkauft nur Zähneputz-Artikel. Auch die Schweizer Marke Curaprox ist vertreten. Diese einfarbigen simplen Zahnbürsten, die man beim besseren Schweizer Zahnarzt empfohlen bekommen und deshalb immer irgendwie gehasst hat. In Pastellrosa, Leuchtblau oder auch Schwarz haben sich die Feger mit Schweizerkreuz hier mittlerweile zum Standardinventar der Badezimmer jener, die gerne schöne Objekte besitzen, dazugesellt.

Brücke oben

Hier schäumt man vor lauter Pathos und Norden-Romantik über – wer in Amsterdam zu spät zu Terminen erscheint, kann durchaus sagen: «Die Brücke war oben.» Und wer viel zu spät ins Bett ging, auch. Denn neben jeder Brücke der grösseren Kanäle gibt es feine Fischstände oder eben nette Bars, die man dann gerne besucht, wenn die Brücke gerade oben ist, weil ein riesengrosser Kiesfrachter langsam durchgleitet. Dann bestellt man Amstel und Bitterballen (frittierte Rindsbrät-Bällchen, ungesund) und redet ein, zwei Sätze über den ewigen Kies-Abbau an der Küste und den damit verbundenen, nicht endenden Kampf gegen das Meer – und dass dieses Land eigentlich nur ein umgesetzter Plan ist. Dass die (politischen) Pläne für die nahe Zukunft gerade nicht von Empathie sprechen – aber sich vielleicht doch noch alles zum Guten richten könnte.

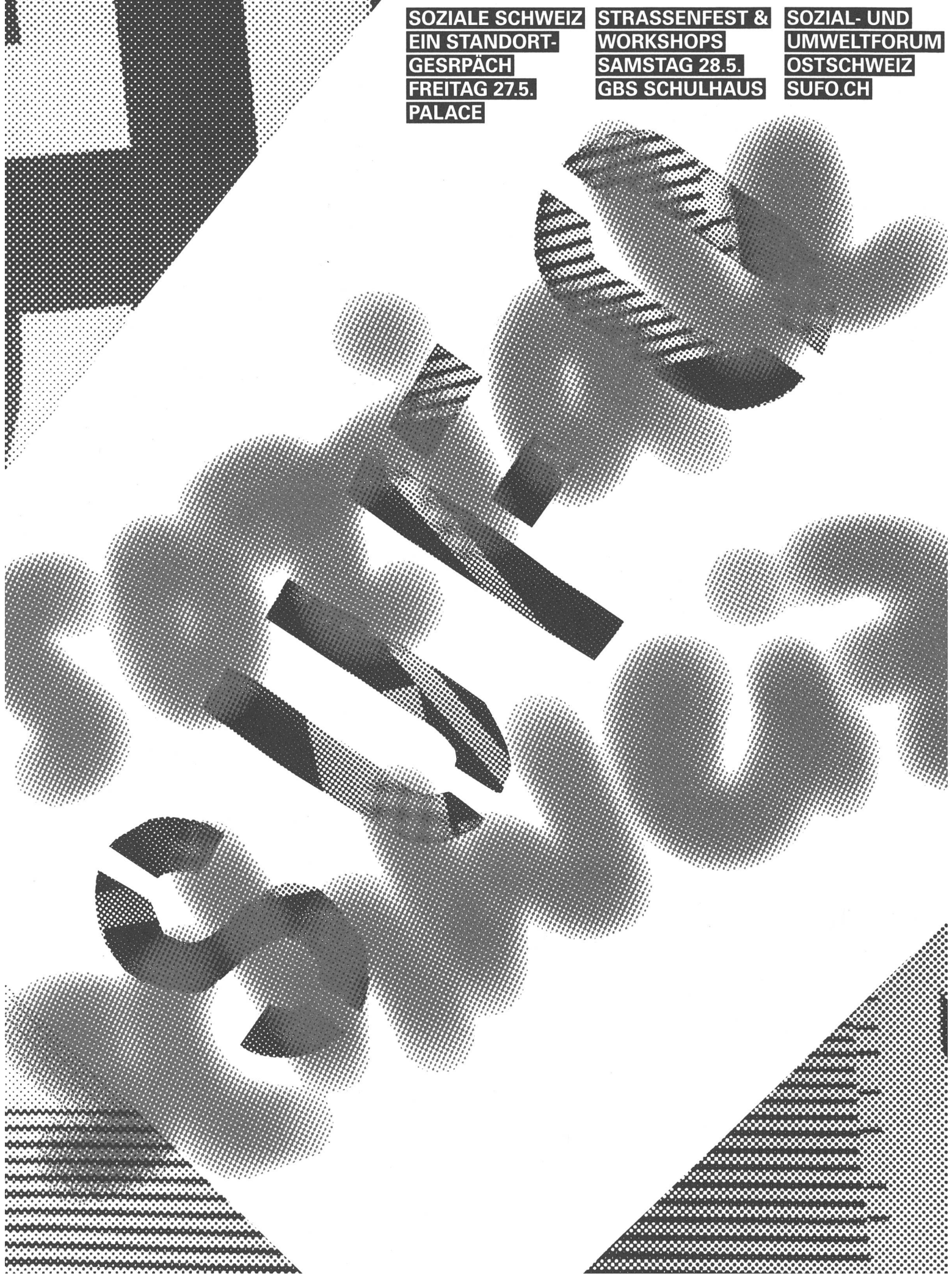
Marco Kamber, 1987, wohnt seit letztem September in Amsterdam und pendelt ab und zu nach Zürich oder St.Gallen.



**SOZIALE SCHWEIZ
EIN STANDORT-
GESPRÄCH
FREITAG 27.5.
PALACE**

**STRASSENFEST &
WORKSHOPS
SAMSTAG 28.5.
GBS SCHULHAUS**

**SOZIAL- UND
UMWELTFORUM
OSTSCHWEIZ
SUFO.CH**



Lebensbild mit Kunstfehler



Bruno Stefanini auf dem Dach eines seiner Häuser im Glatttal Ende der 1950er Jahre. (Bild: Hans Jenny)

Ein Phantom sei er, der greise Immobilienbesitzer. Jeder habe ein Bild von ihm, aber niemand wisse genau, wer er sei. Diese Prämisse einer längeren biografischen Skizze, die Anfang Jahr erschienen ist und das Leben des Winterthurer Immobilienkönigs Bruno Stefanini in den Blick nimmt, ist gut gewählt. Allerdings erscheint das Buch zu einem brisanten Zeitpunkt: Der Protagonist ist krank, dement, wie es im Vorwort heisst. Und im Umfeld seiner Stiftung für Kunst, Kultur und Geschichte sind Konflikte um die Federführung aufgebrochen. War die Situation um den vermögenden Winterthurer ohnehin schon unübersichtlich, so ist sie es in den letzten Jahren erst recht.

Geschrieben hat das Buch der freischaffende Historiker Miguel Garcia (siehe dazu auch die Buchbesprechung im Aprilheft von Saiten). Er hat rund 100 Zeitzeugen befragt, hat Zeitungsarchive durchsucht und Nachlässe gesichtet. Sein Buch ist ein differenziertes Portrait, weder vom Dargestellten noch von seinen engsten Vertrauten autorisiert. Es stellt den Sohn eines piemontesischen Vaters und einer Glarner Mutter als rasanten Aufsteiger der Boom-Jahrzehnte vor; privat ein Asket, geschäftlich ein knallharter Optimierer, kulturell ein obsessiver Sammler. Seine erste Liegenschaft besass der heute 92-jährige 1947. Über die Jahre hat er ein Milliardenvermögen angehäuft, gebunden in Gebäuden, Kunst und Krepel, sowie in Form von Überliquidität seiner Gesellschaften.

Bei allem geschäftlichen Erfolg blieb Stefanini grosso modo ein gesellschaftlicher Aussenseiter. Das lässt sich nicht zuletzt an den Standorten seiner Immobilien ablesen. Ihm gehört nicht nur die halbe Winterthurer Altstadt, er hat auch wesentlich an der Agglo-Schweiz mitgebaut: in Chur, Kloten, Glattbrugg, Wettingen, Grenchen. Es liegt nahe, dass das Interesse für Geschichte und Kunst, das sich ab den 70er-Jahren akzentuierte und zur Stiftungsgründung 1980 führte, diesen Aussenseiterstatus kompensierte. Allerdings pflegte Stefanini ein sehr eigensinniges Geschichtsbild, wie Garcia anhand des Briefwechsels mit seinem Geschäftspartner und Freund Hans Jenny darlegt: Es handelt sich um eine Art Privat-Mythologie, die seine hunderttausende Sammlungsstücke als Fetische idealisierender Rückprojektionen erscheinen lassen muss. Sie werden mal eher schweizerisch, mal eher «abendländisch» ausgemalt.

Das ist aber nicht das im Buch verfolgte Interesse. So wird an der Schwelle von Zeugenschaft und Andenken aus dem Phantom, das man bis vor einigen Jahren als unauffällige Gestalt durch die Strassen hat gehen sehen, ein Gespenst, das umso untoter ist, als es die Stadt über die Stiftung noch eine Weile heimsuchen wird.

Garcia bringt viele interessante Einzelheiten ans Licht. Dass sich der Betroffene selber nicht mehr äussern kann, ist der Kunstfehler dieser gut recherchierten, aber schlecht getimten Publikation. Auch die biographische Synthese, deren Prinzip vorwiegend darin besteht, die supponierten Ideale Stefaninis mit seinem Bild in der Öffentlichkeit zu kontrastieren, lässt Wünsche offen. Eine Karriere, wie sie ihm gelang, ist für eine differenzierte Betrachtung des Substanzaufbaus der Nachkriegszeit von hervorragendem Interesse. Sie vollzieht sich in der Peripherie: In den entstehenden Agglomerationen legte er als Bauunternehmer den Grundstein für sein Vermögen. Im gesellschaftlichen Abseits baute er sein Imperium auf. Relativ früh hatte sich Stefanini aus dem Baugeschäft zurückgezogen und auf Zukauf und Bewirtschaftung konzentriert. Er suchte nach Wegen, etwas zurückzugeben. Und auch noch in dieser Absicht blieb er erratisch. Seine Stiftung, die insbesondere auch die Immobilien umfasst, hat den Zweck der Förderung von «abendländischen und insbesondere schweizerischen Werten». Im sich allmählich aufwertenden Zentrum seiner Heimatstadt hielten seine baufälligen Liegenschaften sodann den Raum offen für wenig zahlungskräftige Mieter. Das Vermögen und die Sammlung wuchsen munter weiter. Offen bleibt, wie sie wieder Eingang in die Zirkulationssphäre finden.

Das ist aber nicht das im Buch verfolgte Interesse. So wird an der Schwelle von Zeugenschaft und Andenken aus dem Phantom, das man bis vor einigen Jahren als unauffällige Gestalt durch die Strassen hat gehen sehen, ein Gespenst, das umso untoter ist, als es die Stadt über die Stiftung noch eine Weile heimsuchen wird.

Miguel Garcia: Bruno Stefanini. Ein Jäger und Sammler mit hohen Idealen. NZZ Verlag 2016, Fr. 32.–

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker und arbeitet an der Universität Zürich.

Gimme a garden!

Im Toggenburg wird gespart. Das sieht man nicht nur an der Ablehnung des Klanghauses, das für die Region ein weiterer Kulturpunkt hätte werden sollen, sondern auch daran, wie an den Samstagvormittagen die Gartenabteilung der Landi von wildgewordenen Bartträgern im Edelweiss-Look gestürmt wird. Das eigene Gärtchen kann gar nicht aufwendig und teuer genug sein. Schade, dass der Kultur-Horizont im Brodwurscht-Kanton in Sachen Geldfragen am Maschendrahtzaun der eigenen Vorstellungskraft endet.

Ganz egal ob es sich um Magnolienstauden oder um Stiefmütterchen handelt: Die hiesigen Läden werden von gartensüchtigen Toggenburgern überflutet. Mir scheint, als ob man hier nach dem langen harten Winter mit Blütenpracht der Kälte den Garaus machen will. Mittelalterliche Ehepaare im Helly-Hansen-Partnerlook (sogar die Schuhe gleichen sich, über die Unterwäsche will ich gar nicht nachdenken) diskutieren bei den Setzlingen hart und heftig, ob sie Kopfsalat oder doch lieber Broccoli ins Hochbeet einpflanzen wollen. Der hünenhafte Hundezüchter, der immer zwei Parkplätze für seinen Mami-Panzer braucht, schleppt unter den Augen seiner Gefährtin brav Bio-Torf-Erde durch den Laden. Hier ist alles noch in Ordnung.

Weniger gründaumige Ehepartner, meistens Männer, die nicht in der Landwirtschaft tätig sind, werden von stämmigen Frauen durch den Laden gehetzt. «Wo sind die Dahlien? Schatz! Ich will dieses Jahr endlich diese schönen, pinkigen, die auch die Hugentobler im Garten hat!»

Hässliche Nippes werden wohlwollend begutachtet, seien es Tonschnecken oder Katzen. «Cat content» passt einfach in jeden Garten. Spitzhacken und Gartenhandschuhe, Mäusefallen und Vogelschutzgitter, alles hilft gegen Eindringlinge und Schädlinge.

Die Landi ist so eine Art Schmelztiegel der anständigen Bürgerlichkeit. Hier treffen sich Bauern, Künstlerinnen, Handwerker und von der Toggenbürgerlichkeit leicht überforderte Tsürcher. Im Gegensatz zum Thurgau treffe ich aber in der Toggenburger Landi nur wenige Migranten an. Das liegt wohl daran, dass in «meiner» früheren Weinfelder Landi, anders als in Wattwil, samstags immer der Bratwurstmann grilliert. Mit und ohne Senf. Integration beginnt eben doch im Magen.

Zora Debrunner, 1977, ist Fachfrau Betreuung, Autorin (u. a. Demenz für Anfänger) und Vorstandsmitglied des Vereins Saiten.

Rappi statt Myanmar

Diese Kolumne entstand in Myanmar. Ehemals Burma. Britische Kolonie von 1886 bis 1948. Myanmar ist eine Trenddestination. Besuchten bis 2011 noch 250'000 Personen im Jahr das zuvor von der Militärjunta abgeriegelte Land, waren es 2015 bereits über 4 Millionen. Höchste Zeit also, die vertraute Rapperswiler Umgebung zu verlassen und selber einen Augenschein im südostasiatischen Land zu nehmen.

Denn alle schwärmen sie von diesem Myanmar. Von den Menschen, der Landschaft, der Architektur. Zu letzterem muss ich sagen: naja. Erstes Highlight: die um 1850 erbaute U-Bein-Brücke, die mit 1,2 Kilometern als längste und älteste Teakholzbrücke der Welt gilt. Haben wir auch. Der Holzsteg von Rapperswil nach Hurdten ist zwar nicht ganz so lang (841 Meter) und alt (2001), der Sonnenuntergang über dem Zürichsee aber mindestens so herzerwärmend. Und es liegt erst noch weniger Abfall im See darunter. Zweites Highlight: das Pagodenfeld von Bagan. Um eine alte Ruine zu sehen, kann ich allerdings auch von unserem Bürobalkon aufs Schloss schauen. Zudem ist dieses in besserem Zustand als die halb verfallenen und von darauf herumkletternden Touris zusätzlich demolierten buddhistischen Sakralbauten. Drittes Highlight: Besuch im Elefantencamp. Ganz nett. Doch auf asiatischen Elefanten geritten bin ich schon als Fünfjähriger im Kinderzoo.

Nun gut, in Myanmar gibts noch einige andere denkwürdige Dinge zu erleben. Fünfköpfige Familien, die zusammen auf einem Roller durch die Stadt cruisen. Der Sprössling stehend. Ohne Helm, versteht sich. Kahlköpfige Mönche, die vor überdimensionalen Buddhafiguren Erinnerungsfotos mit einem schiessen wollen. Ganze Busladungen von einheimischen Touristen, die für Selfies mit den Westlern anstehen oder diesen ihre halb nackigen Babys in den Arm drücken, da dies wohl Glück und Reichtum bringen soll oder sich einfach gut macht als Smartphone-Hintergrundbild. Horden junger Männer, die während des Waterfestivals auf Kleinstlasterladeflächen und mit Mofas durch die Dörfer und Städte fahren und sich klitschnass spritzen lassen von kichernden Mädchen und grinsenden Knaben mit Wassereimern und Spritzschläuchen. Sogar einige Mönchsnovizen schnallen sich Wasserpistolen mit Tanks um und hüpfen und quietschen vor Vergnügen, wenn sie jemanden erwischen.

Doch lohnt sich wegen solch einmaliger Szenen der lange Flug nach Myanmar, der Aufenthalt unter der erbarmungslosen Tropensonne? Wollen Sie ein weiterer unter Millionen von Touristen sein, die den urtümlichen Charme von Land und Leuten unweigerlich und in rasantem Tempo verändern? Falls ja, gehen Sie besser schnell. Ansonsten kommen Sie doch mal nach Rapperswil. Wir sind an Touristen gewöhnt. Bei uns gibt es keinen urtümlichen Volkscharakter mehr, den mit Dollars beladene Touristen verderben könnten. Das Klima ist moderat. Bei Voranmeldung kann ich Sie sogar mit Wasser bespritzen.

Pascal Büsser, 1984, ist Redaktor bei der «Südostschweiz».

Hopp ha!

Irgendwann auf dem Weg der Evolution hat der Rheintaler die Kultur des Siezens aufgegeben. «Hopp ha!» heisst es auf dem Fussballplatz und auch im Büro – weil einem im Büro ja die gleichen Leute über den Weg laufen wie auf dem Fussballplatz. Der Rheintaler ist im Prinzip nur mit seinem Bestatter nicht per Du. Weil er ihn meistens nicht mehr rechtzeitig kennenlernt.

Ich hatte als Lokaljournalist beim «Rheintaler» keine Chance. Kantonsrat Dietsche kannte ich aus dem Turnverein. Kantonsrat Ritter kannte ich über eine damalige Freundin. Und Gemeindepräsident Ammann ebenfalls. Networking war nicht nötig, damals.

Gemeindepräsident Ammann aus Rüthi, «Hopp Thomas, Sali, Hoi», hatte sofort Duzis gemacht. Dann sahen wir uns am Rüthner Energietag, über den ich berichtete. Es war Samstag und meine Laune gut. Thomas hielt eine kleine Ansprache und schenkte seinen Rühnern dann eine sicher sehr trendige «Rüthi-hät's»-Tasche mit Sonnenblumenkernen drin. «Rüthi hät's» ist der Leitspruch der Gemeinde. Die Kerne sollten die Leute aus dem Dorf im Garten anpflanzen – und Ende Sommer fotografieren. Die schönste Sonnenblume würde einen Preis gewinnen. Der Sinn der Aktion erschliesst sich mir im Nachhinein nicht mehr.

Thomas wollte mir an dem Anlass auch eine Tasche schenken, ich lehnte dankend ab, «Journalisten können keine Geschenke annehmen», aber Thomas liess nicht nach. «Komm, Samuel», rief er über den Platz. «Oder bring sie doch deiner Freundin mit!» Aus diplomatischen Gründen fuhr ich am Ende mit einer Rüthi-Tasche durch das Tal. Die Duzis-Kultur hatte gewonnen.

Als ich ein paar Wochen später einen kritischen Artikel über Thomas schrieb, war er enttäuscht. Ich verstand das ein bisschen, aber ich dachte: Das Duzis heisst natürlich gar nichts.

Der Rheintaler ist stolz auf dieses Duzis. Man ist ja nicht kompliziert, am Boden geblieben, bi de Lüt, man kennt sich ja. Selbstverständlich bin ich deshalb auch mit meinem Versicherungsberater per Du. «Hopp Stefan, Sali, Hoi». Neulich rief ich ihn an, weil ich das Auto eines Freundes in ein Auto statt in einen Parkplatz parkiert hatte. «Hopp Samuel, Sali, Hoi» schmetterte mir Stefan entgegen. «Ja, klar übernimmt das die Versicherung, Samuel! Klare Sache, man kennt sich ja.»

Stefan verband mich mit der Schadenabteilung, wo mir der zuständige Berater am Ende aller Abklärungen mitteilte, dass die Versicherung leider doch nicht bezahle, es gebe irgendeinen Passus, der leider genau in dem Fall greife.

Das Duzis heisst natürlich gar nichts.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der «Basler Zeitung». Er wuchs im Rheintal auf und wohnt in Oerlikon.

Black Mamba ist der Schnauf ausgegangen



Ein Plastiksack, in dem sich ausschliesslich Luft befindet, wird derzeit für 13'500 Euro bei Ebay angeboten. Der Wahnsinnspreis hat einen Hintergrund: Die Luft soll vom letzten Spiel stammen, das der Basketball-Profi Kobe Bryant am 13. April 2016 bestritten hat. Was hat dieser Mann mit dem Spitznamen Black Mamba für eine Karriere hinter sich, dass Leute für einen Plastiksack voller Luft so viel bezahlen wollen?

Kobe Bryant spielte 20 Jahre lang in der NBA, der National Basketball Association. Immer bei den Los Angeles Lakers. Seit 1998 wurde er ununterbrochen in die Auswahl der besten NBA-Spieler der Saison gewählt und gewann 2008 die Auszeichnung als «wertvollster NBA-Spieler der regulären Saison». Insgesamt gewann er mit den Lakers fünf Meisterschaften.

Letzten Monat beendete Bryant seine Karriere mit einer eindrucksvollen Gala. Der 37-Jährige gewann mit den Lakers 101:96 gegen Utah Jazz. Dabei erzielte Bryant allein 60 Punkte und stellte somit den NBA-Punkterekord der laufenden Saison auf. Sein Rekord ist bei 81 Punkten, erzielt gegen Toronto in der Saison 2005/2006. Im Ranking der besten Werfer der NBA-Geschichte rangiert Bryant mit 33'643 Punkten auf dem dritten Platz hinter Kareem Abdul-Jabbar und Karl Malone. Das sind mehr Punkte als Basketball-Legende Michael Jordan zu seiner Zeit erreicht hat.

Wer beim letzten Spiel von Bryant im Staples Center in L.A. mit von der Partie sein wollte, musste tief in die Tasche greifen: Die Tickets kosteten bis zu 26'500 US-Dollar. Ich habe es am Fernseher mitverfolgt.

Da ich in meiner Freizeit selber auch Basketball spiele, war Bryant für mich schon immer ein Idol. Sein Spiel faszinierte mich sehr. Was das alles mit Eritrea zu tun hat? Nicht viel, ausser dass die Spiele auch dorthin übertragen werden. Man darf ja auch mal über Gemeinsamkeiten reden.

Yonas Gebrehiwet, 1996, ist vor fünf Jahren aus Eritrea in die Schweiz gekommen. Er wohnt in Rorschach und beendet im Sommer seine Ausbildung zum Textiltechnologen.



Info-Abende

18. Mai und 7. Juni
19:00 Uhr
Bahnhofstrasse 4, Herisau

www.sbw.edu

Musik, Theater, Tanz & Bewegung

fördern Lernprozesse in
allen schulischen
Bereichen.

SBW Kunst- und Denkschule | Die polyartive® Oberstufe vom 7. bis 10. Schuljahr in Herisau
Persönlichkeitsentwicklung mit künstlerischen Mitteln



SBW Haus des Lernens - Ihr Bildungspartner in der Ostschweiz
Frauenfeld | Häggenschwil | Herisau | Kreuzlingen | Romanshorn | St. Gallen
www.sbw.edu | info@sbw.edu | 071 466 70 90



Interkulturelle Programme
Schweiz

Freiwilligeneinsatz im Ausland

Nicole, Südafrika 2014

«Zuerst haben wir uns vorgestellt und mit den Kindern über Zahnpflege gesprochen, so wie dies bei uns in der Schule geschieht. Dann haben wir je eine Zahnbürste/-paste und eine Wasserflasche den anwesenden Kindern abgegeben.»

Eintauchen, statt an der Oberfläche schwimmen

Sie möchten fremde Länder und Kulturen nicht bloss als Tourist entdecken, sondern intensiv erleben und gleichzeitig etwas Sinnvolles tun? Melden Sie sich bei AFS Schweiz, Marco Rotondo, 044 218 19 05

Persönlich zugeschnittenes Programm

AFS vermittelt Ihnen im gewünschten Gastland Projekteinsätze je nach örtlichen Gegebenheiten, nach Ihren Vorkenntnissen und Erfahrungen sowie unter Berücksichtigung Ihrer Wünsche.

afs.ch/fe

044 218 19 19 • info18plus@afs.ch • [facebook.com/afsswitzerland](https://www.facebook.com/afsswitzerland)